

bett. Mit einem Blumenstrauß in der Hand kommt eine Besucherin, aber sie geht nach einer Weile wieder, denn die Kranke scheint nicht mehr ansprechbar. Doch etwas später hört man sie leise stöhnen: „Sun, Sun“. Es wird Dunkel auf der Bühne, man vernimmt den ruhigen Klang eines Regenmachers (eines vorsichtig geschwenkten Kaktusrohrs mit kleinen Steinen drin), und ab der nächsten Szene entfaltet sich die Lebensgeschichte der kranken Shen Te (Eindrucksvoll: Christl Dörr) im Rückblick: Der Wasserverkäufer Wang (Sieglinde Sauter) kommt ihr als erstes in Gedächtnis, wie er mit den Göttern verhandelt. Sie richtet sich auf, belebt sich, wenn die Figuren der Handlung an ihr Bett treten, sich zu ihr setzen oder gar legen. Sie wirkt dabei recht frisch und adrett und um so munterer, je mehr Nähe sie erfährt und je intensiver die Erinnerung ist. Shen Te Verwandlung in Shui Ta bewerkstelligt sie rasch mit Hut und Sonnenbrille.

Dass die Aufführung sich recht langsam und bedächtig entwickelt, wirkt ausgesprochen organisch, denn auch für die Kranke im Bett stellen sich die Bilder der Erinnerung erst allmählich her. Dietlinde Ade, Erhard Hottenroth, Christa Kleykamp-Reiss, Elmar Meyer und Lucia Wegner spielen dabei in wechselnden Konstellationen die verschiedenen Figuren des Stückes – als Laien durchaus mit unterschiedlicher Gewandtheit, aber insgesamt geschickt besetzt, gut geführt und oft erstaunlich flexibel. Die Grundstimmung ist eher ernst, aber Brechts Dialoge und die spezifische Situation an diesem Abend auf der Insel-Bühne lassen doch einiges an Komik entstehen. So wird die Hochzeitsszene - mit acht Personen im Krankenbett - zum Höhe- und Wendepunkt des Abends. Kurt Meyer gibt den Flieger Yang Sun nicht als jungen Macho oder Hallodri, sondern als einen Menschen, der die Härten des Lebens kennen gelernt hat und entschlossen einen Weg für sucht; sehr eindringlich wirkt sein bitteres Lied vom St. Nimmerleinstag. Wenig später finden die Götter nur noch die ermattete Kranke des Eingangsbildes vor. Sie müssen ihr die Worte von den Lippen ablesen; aber der entscheidende Satz kommt: „Für eure großen Pläne, ihr Götter, war ich armer Mensch zu klein.“ Da legt Shen Te Rechenschaft ab wie viele Menschen am Ende ihres Lebens: Bin ich gescheitert? Was war mei-

ne Lebensaufgabe? Was konnte und durfte ich von mir verlangen? Habe ich ein gutes Gewissen – vor mir selbst, vor meinen Mitmenschen, vor Gott?

Der (leider nicht konsequent durchgehaltene) sächsische Tonfall eines der bei aller Freundlichkeit doch sehr unverbindlichen Götter ist sicher als Verweis auf das SED-Regime in der DDR zu werten, das selbst vor seinen idealistischen Zielen versagte. Und es ist durchaus naheliegend, die Götter als Verkörperung irdischer Regierungen zu sehen. Auch in Wietershofers Inszenierung im Schauspiel liegt dieser Gedanke nahe, wenn Jochen Neupert, Andreas Neckritz und Stefan Kreissig mit ihren eleganten Aktenkoffern und ihren beleuchteten Schirmmützen auftreten und sich dabei zwischenzeitlich fast so in die Haare geraten wie in Berlin die Große Koalition. Dennoch bleibt – gerade in der BaSta-Inszenierung - ein „metaphysischer Rest“. Die Frage nach der Erlösung wird nicht beantwortet. Aber das Programmblatt zitiert einen interessanten Gedankengang der 2003 verstorbenen Theologin Dorothee Sölle aus ihrem 1990 erschienenen Buch *Gott denken – Einführung in die Theologie*, der auch den eigenartigen Untertitel *Affengriff versus Katzensgriff* der Senioren-Produktion verständlich macht.

Sölle erläutert damit eine in der Geschichte der Theologie andauernde Auseinandersetzung: „Sind wir, wie die Synergisten meinen, an der Erlösung mitbeteiligt, oder müssen wir uns ganz auf das Handeln Gottes verlassen, wie der Monergismus lehrte?“ Die Autorin illustriert diese Frage an einem hinduistischen Denkmodell: „Wenn eine Affenmutter in Gefahr gerät, klammert sich ihr Junges fest ans sie, und indem die Mutter davon springt, wird das Junge mitgerettet. Die Mutter handelt zwar, aber das Affenjunge wirkt mit, indem es sich an die Mutter anklammert. Ganz anders bei der Katze: Wenn ihr Gefahr droht, nimmt sie das Junge ins Maul, das Kleine verhält sich passiv und tut nichts zu seiner Rettung, alle *co-operatio*, alle Mitwirkung ist ausgeschlossen.“ Dorothee Sölle selbst hält nichts von einem „Papa-wird’s-schon-richten-Gott“, sondern erklärt: „Gott braucht uns, und wir brauchen Gott.“ Und das beinhaltet auch, dass Gott und Mensch gemeinsam versagen können – wie vielleicht im

Guten Menschen von Sezuan. - Dass die BaSta-Produktion inzwischen zu den 23. Theatertagen am See in Friedrichshafen Ende März 2007 und zum Internationalen Senioretheaterfestival in Salzburg Ende Mai/Anfang Juni dieses Jahres eingeladen wurde, hat sicher auch mit ihrer existentiellen Eindringlichkeit zu tun.

Auch zur Schauspiel-Produktion im Kleinen Haus in Karlsruhe gibt es Interessantes zu lesen. In der Februar-Ausgabe des Theaterspiegels bestätigt Jan Knopf, Leiter der Arbeitsstelle Bertolt Brecht an der Universität Karlsruhe, der *Gute Mensch* sei sein Lieblingsstück und gibt dafür auch die Begründung: „Weil diese sehr verbindliche, ernste Geschichte mit Mitteln erzählt wird, die aus der *commedia dell’arte* stammen. Alle Figuren spielen ganz offen ihre Rollen, und es gibt sehr witzige Szenen.“ Esther Hattenbach, die Regisseurin, erklärt daraufhin: „Ich stimme in der Theorie zu, dass es viele Komödienmittel gibt, aber das Stück entwickelt nicht die Geschwindigkeit, die eine Komödie ausmacht. Ich finde, dass Brecht durch die Art und Weise, wie die Figuren sprechen, sehr entschleunigt, weil sie immer von einem Satz zum nächsten denken. In einem Satz steckt oft das ganze Ziel und Wollen der Figur, das Sprechen ist das Handeln. Ich mag die Verlorenheit und Einsamkeit, die dadurch entsteht, das hat eine eigene Form von Poesie.“

Zwischen diesen beiden Polen - Komödie und Verlorenheit - entwickelt sich eine fesselnde Inszenierung, die ausgesprochen spontan wirkt. Teresa Trauth als Shen Te verkörpert eine interessante, glaubwürdige Mischung von Naivität und Gewitztheit. Sie hatte „die Gosse als Schule“, hat viel beobachtet und weiß, wie sich Menschen benehmen.

Die Verwandlung in einen breitbeinigen, die *Financial Times* lesenden Shui Ta mit Zigarre im Mund, muss nicht groß geübt werden, sondern geschieht durchaus mit Lust an der Verstellung durch. Doch Shen Te hat zu wenig Erfahrungen, wie sie mit den völlig neuen Situationen umgeht, die ihr durch den Besitz des Ladens, die Liebe zum Flieger Wang und ihre Schwangerschaft entstehen. Und so schlägt sie sich tapfer im „Try-and-Error“-Prinzip durchs Leben – mit einem erstaunlichen „Möglichkeitssinn“, der sie immer

wieder einen Ausweg finden lässt, bevor sie sich am Ende im Netz ihrer eigenen Aktionen verstrickt. Die Anreden ans Publikum zwischendurch sind dabei ganz natürlich; selbstverständlich tritt sie ans Mikrofon und kommentiert den Stand der Dinge, wie sie ihn sieht.

Auch die übrigen epischen Elemente wirken hier zugleich zwanglos und zwangsläufig: Die kahle Bühne von Geelke Gaycken, über die ab und zu Plakate geschoben werden wie „Die Welt kann bleiben, wie sie ist“, oder die Band unter der Leitung von Matthias Flake, die links auf der Bühne sitzt und nicht nur Paul Dessaus eigenartige Musik schön zur Geltung bringt, sondern zusätzlich einige Jazz-Einlagen serviert. Besonders schön gelingt dem Ensemble das „Lied vom achten Elefanten“. Hier arbeitet die Regie deutlich heraus, wie der zum Fabrikaufseher aufgestiegene Wang gemeint ist; tatsächlich lässt er sich provozieren und jagt den Rädelführern hinterher. Thomas Unger gibt den Flieger nicht unsympathisch: Ein etwas verwöhntes Mutter-söhnchen, das seinen eigenen Weg gehen will und seine Chancen zu nutzen versteht. Auch die anderen Figuren erscheinen gegenwartsnah - bis auf die nervösen, zerstrittenen und zunehmend de-rangierten Götter, für die ja zur Zeit auf der Erde so recht kein Platz mehr ist. Man versteht durchaus, dass sie sich dem bevorstehenden Tumult im Gerichtssaal entziehen.

Gerade als alle Beobachter sich auf Shen Te stürzen, fällt der Vorhang. Wenig später tritt Teresa Trauth davor und spricht, nachdem sich der Beifall gelegt hat, in peinlich berührter Verlegenheit Brechts berühmten Epilog - scheinbar ganz spontan. Das wirkt. Nicht bei dem von Marcel Reich-Ranicki so oft zitierten und gerne wieder erkannten Zitat „Den Vorgang zu und alle Fragen offen“ lacht das Publikum, sondern bei dem charmanten Geständnis: „Wir sind bankrott, wenn sie uns nicht empfehlen.“ Aufgefordert, selbst einen Schluss zu suchen, ertappt man sich bei der Überzeugung, dass diese Shen Te nicht unterzukriegen sein wird und dass sie vielleicht gar am Ende den Göttern noch helfen kann.

Weitere Infos: wietershofers@aol.com oder telefonisch unter 0721813252